



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Verantwortl. Redacteur C. A. Hofmästler.

Antiquarisches Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

Inhalt: Aus der Tagesgeschichte. — Schulmeistereracht. Von H. Greve. — Ein neues Haus-
No. 40. thier. Von A. G. Bechm. Mit Abbildung. — Gemeindevahl und Privatwahl. — Kleinere Mit-
 theilungen. — Für Haus und Werkstatt. — Verlehr. — Bei der Redaktion eingezogene Bücher. —
 Bitterungsbeobachtungen.

1862.

Aus der Tagesgeschichte.

Bienenzucht.

Die „Bienenzeitung“ theilt mit, daß allein in Ham-
 burg die Einfuhr von Honig und Wachs im Jahre 1850
 373,890 Mark Banco für 21,109 Ctr. Honig und
 532,190 M. B. für 5,518 Ctr. Wachs, im Jahr 1860
 aber 363,790 M. B. für 18,181 Ctr. Honig und 757,580
 M. B. für 6,949 Ctr. Wachs betragen habe. Die Ge-
 samteinfuhr an beiden Produkten beträgt 2,627,450
 M. B. oder etwa 1,013,725 Thaler in zwei Jahren. Da-
 von wurde aus Deutschland verhältnißmäßig mäßig, aus
 Amerika, Havti und Cuba dagegen sehr viel Honig (im
 Jahr 1860 14,000 Ctr.) und aus Portugal am meisten
 Wachs eingeführt (1,739 Ctr. im Jahr 1860). Die ge-
 nannten Länder haben freilich durch ihre größere Wärme
 und den dadurch bedingten Pflanzenwuchs, die Nahrungs-
 quelle der Bienen, viel voraus; indeß könnte bessere Ein-
 sicht auch bei uns mehr erzielen. Die großen Schäden, die
 der Winter von 1860/61 bei uns gebracht, hätten zum
 größten Theil vermieden werden können. In Frankreich
 wurde damals fast die ganze Bienenzucht ruiniert; es blieb
 an einzelnen Orten nur die Hälfte, an andern nur $\frac{1}{4}$, an
 den meisten nur $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{20}$ sämmtlicher Stöcke übrig.
 In Deutschland hat in Folge der besseren Pflege die Kälte
 weniger geschadet. Die Folgen hängen genau mit der

wissenschaftlichen Kenntniß zusammen. In Frankreich wur-
 den von Lombard's Handbuch der Bienenzucht, dem besten
 Werke, in 20 Jahren 8—9000, in Deutschland von Dier-
 zens's Werk in 10 Jahren mindestens 25,000 Exemplare
 verkauft.

Dampfcultur.

Am 5. August wurden in Yorkshire vor einem Comité
 der landwirthschaftlichen Gesellschaft Versuche mit dem
 Dampfspuge angestellt, welche von Neuem die großen
 Vortheile dargethan haben, die sich bei dieser Culturmethode
 überall dort, wo sie anwendbar ist, ergeben. Ein gutes
 Lagewerk, welches, mit Pferden bearbeitet, 40—60 Frcd.
 und mehr kosten würde, kann jetzt mit 25—30 Frcd. pro
 Sectarre geschafft werden, was eine Ersparniß von mehr als
 1 Frc. für jeden Hectoliter des geernteten Getreides aus-
 macht. Die Dampfscultur gewährt aber außerdem den
 Vortheil, daß die Arbeiten viel schneller ausgeführt werden
 können und daß die Auflockerung des Bodens eine viel
 tiefere wird. — Derselben Vortheile ergeben sich beim
 Eggen, welches, mit Dampf ausgeführt, fast um die Hälfte
 billiger sich stellt als nach dem bisher üblichen Verfahren,
 und eine verhältnißmäßige Ersparung an Pferden gestattet.
 D. D.

Schulmeisterachtung.

Von H. Grcue.

Gegenüber der Thatfache, daß sowohl weltliche als geistliche Obrigkeit ein scharfes Auge auf den Schulmeister hat, weil das Revolutionsjahr 1848 seinen mächtigen Einfluß auf die Bewegung oder Beruhigung des Volkes deutlich erkennen ließ, bleibt jedoch die Achtung trotzdem auffallend genug, um zum Nachforschen der Gründe derselben aufzufordern. So sehr auch einzelne Persönlichkeiten die Achtung der Vorgesetzten einerseits und die der Schulgemeinden andererseits in hohem Grade zu erwerben verstanden haben und noch verstehen, so ist doch im Allgemeinen ein Mangel an Achtung des Schulstandes überhaupt nicht zu leugnen. Diesen Mangel hat er zum Theil selbst verschuldet, zum Theil gründet er auf Verhältnissen, die in der Entwicklungsgeschichte des Volkes wurzeln.

Zu der Zeit, als auf dem Dorfe das Hirtenamt nicht selten mit dem Schulamte verbunden, wie auch gesetzlich bestimmt war, irgend ein Handwerk, z. B. das des Schneiders, nebenbei zu betreiben, ward es ganz in der Ordnung gefunden, den Bildner der Jugend als ein nothwendiges Uebel zu betrachten. Diese Zeit gehört zum Theil noch der heutigen Geschichte an, und die jetzige Generation darf ihren gänzlichen Abschluß zu erleben wenig Hoffnung haben, zumal wenn die Bestrebungen der kleinen aber mächtigen Partei, den Bildungsgrad des Volkes wieder auf den des Mittelalters zurückzubringen, nicht durch Gegenbestrebungen der Fortschrittspartei im Schach gehalten oder gar schachmatt gesetzt werden können. — Die alten Leute, die ihren ersten Schulunterricht meistens aus der Dahnensibel schöpften, haben durchweg kaum eine Ahnung von dem Stand der Bildung des neben ihnen aufwachsenden Lehrpersonal; ihnen schwebt noch immer das halb ehrwürdige, halb lächerliche Bild ihres alten „Schulvaters“ vor, und sie können sich schwer mit dem Gedanken an die respectwürdige Stellung des jetzigen Schulmeisters befreunden. Deshalb sehen sie auch gar zu leicht seine neuen Unterrichtsgegenstände und namentlich seine ihnen fremde Lehrmethode mit skelem Auge als eine nutzlose Neuerung an und suchen seine Thätigkeit auf mancherlei Weise als „dummes Zeug“ zu charakterisiren, jedenfalls dann, wenn ein junger Lehrer so unpolitisch handelt, gleich bei seinem ersten Auftreten, ohne auf die Beharrt seines Vorgängers und auf die Culturstufe der Dorteinwohner zu achten, Redeweisen zu gebrauchen, die weit über das Fassungsvermögen der Schüler hinausgehen, statt deren er einfach auf dem vorhandenen Wissensfond weiter bauen und sich durch Lehre und Leben das Vertrauen zu seiner herzlichen Wohlgemeinheit in all' seinem Thun erwerben müßte, worauf Liebe und Achtung unausbleiblich wie von selber folgen. Sind diese erungen, so ist damit sein guter Ruf begründet, und ihm gegenüber legen selbst seine etwaigen brnachbarten Feinde ihren böswilligen Kritzeln kein Raum und Zügel an. Weniger leicht thut dies diejenige Menschenklasse, welche, wenn ihr Lesematerial einen zutreffenden Waßstand giebt, auf der Bildungstufe der Journale steht, weil die meisten Redactionen derselben nicht nur vorzugsweise ihre trockensten Anekdoten gern in der Schule entstehen, sondern auch in ihren Erzählungen den Schulmeister gewöhnlich als die

personifizierte Einfalt auftreten lassen und somit die Erinnerung an ihn unwillkürlich mit dem Nebenbegriff des Komischen zu verbinden geneigt machen. Kommt der Schulmeister mit Bekörzten in Berührung, so kennzeichnet ihn seine eintönige Ausdrucksmße sofort als einen Solchen, der wenig Gelegenheit hat, seine Sprachgewandtheit in der Unterhaltung zu üben. Selbst wenn einer grammatisch ganz richtig spricht, erinnert die geringe Modulation seiner Worte fast immer an den sog. Schulton, welcher ihn häufig ohne alle weitere Prüfung von dem Umgang mit der gebildeten Welt ausschließt. Die vornehmen Reichen, die den Werth eines Menschen nur nach seinen Thälern schätzen, lassen den Schulmeister seine, in ihren Augen unehrenhafte Stellung in der menschlichen Gesellschaft bei jedem Zusammentreffen durch zurückflehende Behandlung fühlen und zwar am empfindlichsten dann, wenn sie seine Ueberlegenheit an Kenntnissen spüren. Dazu kommt noch der Umstand, daß er ihnen selten anders unter die Augen tritt, als wenn er sie um die Erfüllung einer Bitte anzusprechen muß. Dies ist auch oft der Grund, weshalb viele Beamte ihn auffallend herrschlich behandeln, welches Benehmen noch durch die Erfahrung bekräftigt wird, daß sie größtentheils nur mit solchen Persönlichkeiten zu thun bekommen, die zur Habgucht und zum Querelantismus geneigt sind, während der bessere Theil der Lehrer seinen Hauptwerth in der stillen Wirksamkeit sucht. Wenn das Publikum zu der Einsicht gelangt, den Lehrstand nicht nach den Subjekten zu beurtheilen, welche durch irgend einen Fehltritt ein Gerüde über sich veranlassen, und wenn die Aufsichtsbehörde ihn seiner Leistungsfähigkeit gemäß und den Kosten seiner Ausbildung entsprechend in personlicher Hinsicht befriedigt, so wird er — vorausgesetzt daß er an männlicher Festigkeit in seinem Auftreten immer fester, sich ebenso wohl seiner Würde als seiner Würde bewußt wird, und dies Bewußtsein durch Wort und Wandel rechtfertigt — nicht in dem Risicredit, wie er zur Zeit gang und gäbe ist, bleiben, sondern gleichberechtigt mit andern Ständen ehrenvoll seinen Platz einnehmen und behaupten. Die Aussicht zur Erreichung dieses Standpunktes gewinnt immer mehr Boden unter den Füßen, indem erstens die Presse die Nothwendigkeit der Schulmeisterachtung mehrfach vertritt, zweitens die Schulgemeinden sich heutigen Tages merklich schnell von der Wohlthat und Unentbehrlichkeit einer guten Schulbildung überzeugen und drittens die Schulmeister selbst wissen, welche Achtung sie haben, sobald sie sich derselben würdig zeigen. Diese Würdigkeit ist für den, der nicht von Haus aus zum Schulmeister geboren ward, eben so schwer zu erlangen als festzuhalten. Alle Welt beobachtet ihn und kann es mit großer Bequemlichkeit, denn ein altes deutsches Kennsprichwort sagt sehr wahr und richtig: „das Schulhaus ist von Glas.“ —

Es widerstreitet gewiß nicht der Tendenz eines naturwissenschaftlichen Volksklartes, einem Ausflug, wie dieser, ein wenig Raum zu gönnen, da ja gerade die Schulmeister es sind, welche die Naturwissenschaft dem Volke mundegerecht zu machen haben, und folglich hier einer Aufmerksamkeit werth gehalten werden dürften.

Ein neues Hausthier.

Von A. E. Brehm.

„Die Mehrzahl der nach Europa gebrachten ausländischen Stubenvögel“, sagt mein lieber Freund, Dr. Volke, „scheint sich eher als exportirt, denn als transportirt anzusehen. Nachdem sie einige Jahre hindurch — je nach der mehr oder weniger sorgfältigen Wartung — ihre Pflüger ererbet, theilen sie über kurz und lang das endliche Loos aller Sterblichen, ohne Lust gezeigt zu haben, ihr Geschlecht in der Fremde fortzupflanzen. Geschlecht es auch einmal, daß ein Paar dieser berühmten Kinder der Sonne und des Palmenklima's hinter den Spiegelscheiben eines Glashauses, in dem die Anwendung künstlicher Wärme den ewigen Sommer der Tropenländer nachzuahmen sucht, ihr Nest auf einen Orangenbaum setzt, so ist dies eine seltene Ausnahme und nur durch den Aufwand von Mitteln erreichbar, welche Wenigen zu Gebote stehen. Sehr gering dagegen ist die Anzahl derjenigen gebildeten Fremdlinge, bei welchen Innigkeit der Mutterliebe und Familieninn stark genug sind, sie eine Umgestaltung verpassen zu lassen, welche ihr Leben durch die Gefangenschaft erleiden muß. Statt des lüanenbüscheligen Urwaldes, statt der blumigen Prairie, mit deren Grasmellen die Passatwinde kosen, ist es jetzt irgend ein Dachkammerlein mit vergittertem Fenster, in welchem ein Tannenbüschel seine Nadeln auf den Boden streut, oder gar ein, wenige Schuh ins Gevierte messender, lackirter Käfig hinter der Gardine eines Wohnzimmer's; statt der Höhlung in immergrüner Baumkrone, farrenkrautunwacht, orchideenumbustet, die Tischlerarbeit eines patentirten Nistkästchens; statt lockender Früchte, taufenfülligen Gesäms's, schwirrender, goldfarbener Insekten, das ewige Ginerel des sogenannten Vogelfutters, wie es der Wehlhändler der nächsten Ecke verkauft! Wahrlich, die Vögel, welche unter so veränderten Bedingungen nicht ohne Erfolg in einer Nachkommenchaft sich zu vermehren bemüht sind, müssen edle Kosmopoliten sein, von denen es scheint, als habe die Natur sie aufspazirt für die Zeiten mächtig vorwärts schreitender, den Erdbreis umfassender Besitzung, damit sie im Nord und Süd die freundlichen Gesährten des Menschen würden und unter seinem Schutze es vermöchten, auch fern von ihren ursprünglichen Verbreitungsbezirken die Zahl ihrer Individuen zu vermehren.“

„Zu einer Aufmerksamkeit zu widmen, ist eine der Aufgaben der Acclimatization, welche das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden strebt und wohl weiß, daß es für jede Art von Kultur, sei es der Kunst, sei es der Natur, keine bessere Rechtfertigung giebt, als durch seine Erzeugung, für dürftigere Nistbrüder eine Erwerbungsquelle mehr erschlossen zu haben. Von dem Augenblick an, wo die Kanarienzüchter des Parzes mit der Erziehung jener goldgelben Sänger, für welche bereits das Gold der Hauptstädte zweier Welttheile in ihre Hände „fließt“, die „einger ahoren“ zu „Zücht“ „ihmouren“ Stubenvögel verwenden werden, wird ihr Gewinn sich verdupeln. Andere Gegenden und die sphenen Handwerker großer Städte würden ihrem Beispiel folgen. Manche Stunde trübseliger Arbeit hinter der Glashaut würde verschöner, manche Thäne der Armut auf diese Weise getrocknet, und binnen Kurzem vielleicht eine Reihe reicher Geschöpfe, deren Besti bis jetzt nur gar Wenigen vergönnt ist, zu einem Gemeingute des Volkes gemacht werden.“

„Zu diesem Zweck aber dürfte kein Vogel empfehlenswerther sein, als der Zebra- oder Wellenpapagei, *Melopsittacus undulatus*, Gould.“

Diese Worte waren mir wieder einmal so recht an der Seele geschrieben; — und als ich nun vollends das Nachfolgende, von welchem ich weiter unten Einiges mittheilen will, gelesen hatte: da erwachte in mir der sich mit seltener Hartnäckigkeit erhaltende Wunsch, doch auch ein Pärchen von soviel versprechenden anmuthigen Geschöpfe zu besitzen, zunächst um selbst zu sehen, selbst zu prüfen.

Jetzt steht ein großer, schöner, eigens für den Wellenpapagei gebauter Käfig im Zimmer, und in ihm sitzt, traulich zusammen kosend und plaudernd ein Pärchen des schmuken Vogels, welches ich der Güte meiner Freunde am zoologischen Garten zu Frankfurt a/M. verdanke. Der Bauer ist groß genug, und den Vögeln die mögliche Freiheit zu gestatten, und ihr Betrogen berechtigt mich zu der Hoffnung, daß ich dasselbe Glück haben mag, welches Andere vor mir hatten; daß die australischen Fremdlinge Nachkommen erzeugen werden. Aber wäre dies auch nicht der Fall: die Papageien haben sich bereits meine Zuneigung in so hohem Grade erworben, daß ich vollkommen in die Worte eines französischen Vogel Liebhabers einstimme: „Je länger man sie ansieht, je länger man sie besitzt, um so mehr liebt man sie.“ Und weil nun jeder Schwab, welchen ein Forscher erwarb, nur dann erst zu seinem vollen Werthe gelangt, wenn er Eigentum der Gesamtheit wird, will ich versuchen, meine Vögel und ihr Treiben vor zu schildern, und deshalb alles mit Bekanntschaft über sie zusammenstellen, in der Hoffnung oder besser Erwartung, daß dieser oder jener meiner Leser auch so angenehme Stunden erleben möge, als ich sie jetzt, dank meinen Wellenpapageien, genieße.

Der Wellenpapagei ist nicht nur der anmuthigste und liebenswürdigste aller Stubenvögel, welche ich kenne, sondern auch einer der schmuken oder schöngefärbtesten der ganzen Klasse überhaupt. Seine Länge beträgt etwa neun Zoll; sein Kleid ist ein buntes Gemisch von lebendigen Farben. Die ganze Unterseite von der Kehle angefangen ist lebhaft und glänzend aselgrün, die Oberseite dunkelgrün und gelb gebändert, der Oberkopf in gleicher Weise fein gewellt, das Gesicht und die Kehle schön citrongelb und durch einen größeren Fleck und zwei, kleine Punkte von ultramarinblauer, bezüglig blauchwarmer Farbe besonders geschmückt. Die längsten Federn des Stufenschwanzes sind blaugrün beim Männchen, hellgrün beim Weibchen, die kürzeren lichter grün mit gelblichen Spitzen. Das kleine, aber außerordentlich lebendige Auge hat lichtgelbe Iris. In der Größe gleicht das Thierchen unserem Würger oder dem Gimpel, nur daß der Schwanz länger als bei beiden ist. Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen durch lebendigere Farben, einen etwas längeren „nd“ vork. „glaktv.“ „Smoan“, „nd.“ „Krauzgane“ Wuchshaut, welche bei dem Weibchen nur lichtgelblich ist. Das Gesicht hat einen eigenthümlichen Ausdruck wegen seines Oberlippenabels, welcher senkrechter steht, als bei jedem anderen Vogel.

Vom Haus aus ist der Wellenpapagei, wie bemerkt, ein Australier. Er bewohnt das Innere dieses Erdtheils und zwar die mit hohem Grafe und einzelnen Gualyprien bestehenden Ebenen; denn die Früchte des Grafes gewäh-

ren ihm seine Hauptnahrung. Keuferst selten nur kommt er zwischen die Berge und die Küsten. Gould, sein Entdecker, schreibt Folgendes über ihn: „Ich fand mich umgeben von Mengen dieser Vögel, welche in allen hohen Zweigen der großen Eucalypten längs des M o r a r i brüteten, und als ich nun später die Ebene streifte, welche zwischen diesem Fluße und dem Peel liegt, sah ich die Papageien in Herden von vielen Hunderten in die Graswälder einfallen, deren Aehren ihnen Nahrung gaben. Sie waren so ungenheim häufig, daß ich zu lagern beschloß, um sie zu beobachten und ihre Sitten kennen zu lernen. Die Stelle, wo ich mich gerade befand, war hierzu besonders geeignet; denn die Verschlossenheit ihres Futteres und die große Hitze der Ebene selbst zwingen die Papageien zum Wasser zu kommen. Einige Wälder in der Nähe meines Lagers waren beständig umringt von großen Massen der schönen Thiere, welche in Gesellschaften von zwanzig bis hundert und mehr zusammen sich einkstellten, zumal am Morgen und vor der Dunkelheit kamen sie in großer Menge. Ehe sie zum Trinken niederließen, erhoben sie sich gewöhnlich auf die benachbarten Bäume, und hier sah man sie dann förmliche Klumpen bilden, wenn sie auf den dünnen Ästen oder den vertrockneten Zweigen der Eucalypten zusammen saßen. Während der Helle und Hitze des Tages dagegen, wo sie regungslos zwischen den Blättern des Gummibaums saßen, waren sie überaus schwer zu bemerken; denn ihre Färbung ähnelte der Färbung der Blätter in so hohem Grade, daß sie förmlich in dieser ausging. Der Flug der Papageien ist bewundernswürdig schnell und gewandt, und wenn größere Herden davonfliegen, vernimmt man ein sehr lautes Geräusch.“ In diesen Worten ist beinahe Alles enthalten, was wir über das Freileben der Wellenpapageien erfahren haben. Dr. Bennett sagt nur noch Weniges hinzu: „Der Zebra Papagei ist ein Wandervogel, den der Reichtum an Speise und Trank oder andere Ursachen bald dahin bald dorthin treiben. Dieses Jahr findet man ihn zu Tausenden an einer Stelle, welche voriges Jahr keinen einzigen beherbergte. In Südaustralien, zumal um den M o r u m b i d s i, sind sie am häufigsten zu finden.“

„Ich erinnere mich noch recht wohl, wie mein Freund Gould im Jahr 1839 die ersten Lebewesen in mein Haus brachte, dieselben, mit welchen er im folgenden Jahre unsere Landkreise in Europa entzückte. Er hatte sie im December zu B r i z i in der Liverpooler Ebene gefangen.“

„Sie brüten im December; zu Ende dieses Monats giebt es bereits flügge Junge. Dann sammeln sie sich in ungeheure Scharen — für die Wanderung. Ihre Eier findet man in hohlen Eucalypten, Gummibäumen und Adamsien; sie werden auf das nackte Holz gelegt.“

Mit diesen dürftigen Angaben müssen wir uns begnügen. Ungleich mehr wissen wir über das Betragen der Thiere in der Gefangenschaft. Schon bald nach Gould kamen Wellenpapageien oft nach Europa, fanden Viehhäuser und wurden anfangs zu sehr hohen Preisen verkauft. In Folge reichlicher Zufuhr sank ihr Preis nach und nach herab, und gegenwärtig kann man in einem der größeren Häfen das Pärchen möglicher Weise für 5—6 Thaler sich erwerben. Ein einziger Privatmann soll zwischen 3 und 4000 Stück von Australien nach London geführt und dadurch den Preis so heruntergedrückt haben, daß Dr. Bennett bei seiner letzten Anwesenheit in England versichern konnte, man kaufe jetzt die Undulaten billiger in London als in New-South-Wales, wo das Stück immer noch zwischen 2 und 3½ Thaler kostet.

Der Wellenpapagei gehört zu den unzertrennlichen Vö-

geln, welche immer paarweise gehalten werden müssen. Er erträgt zwar den Verlust seines Gefährten ziemlich gut, ist aber allein nur der halbe Vogel; denn erst wenn man ein Pärchen zusammen hat, lernt man ihn kennen. Schwierig kann man sich ein Paar zärtlicher Ehegatten denken, als diese Vögel. Das Männchen sagt sich achtungsvoll den Wünschen des Weibchens, welches es sonst mit Liebesfugungen überhäuft, und versucht niemals, bei diesem Strome zu erzwingen. Traulich setzt es sich an die Seite seiner Ehegattin, mit voller Liebe ruft es ihm zu, und wenn die Anrede erwidert wird, macht es seiner Freude durch ein gar hübsches, nettes Liedchen Luft, welches es mit großer Eingebung vorträgt und so lang als möglich ausdauert. Am Morgen und gegen Abend sind die Vögel besonders reg und lebendig; das Männchen singt dann oft halbe Stunden lang ununterbrochen und begleitet mit seinem Gesang alle Handlungen des Weibchens. Dieses führt unbedingte die Oberherrschaft; denn der Gatte selbst ist so artig, daß er es stets gewähren läßt und, ohne die geringste Spur von Ungehagen zu zeigen, selbst Uebergriffungen der weiblichen Gerechtfame ruhig sinitimmt. Gar hübsch sieht es aus, wenn es, während die Gattin frist, sich über sie hinsetzt und eifrig singt, gleichsam als wolle es ihr Tafelmusik machen. Freilich behohnt die Gattin auf der anderen Seite ihren zärtlichen Freund mit gleicher Liebe. Das ist ein Schnäbeln, ein gegenseitiges Puzen, ein trauliches Anleinanderschmiegen, ein förmliches Küssen und Umhalsen ohne Ende! Alles Schnäbeln der Tauben verliert neben diesem innigen Küssen der Papageien seinen ganzen Werth. Man kann wirklich sagen, daß diese Vögel sich menschlich lieben, menschlich umhalsen, menschlich liebevoll, menschlich küssen; ja, ein anderer Beobachter will wegen der Innigkeit der gegenseitigen Eingabe selbst an die Mythe der Alten von Led a und dem Schwan erinnert worden sein: Wenn bei Gelegenheit umschlingt das Männchen sein Weibchen mit den langen Schwingen und beide Gatten hängen dann förmlich mit den Schnäbeln zusammen. So viel ist sicher, daß man stundenlang vor dem Käfig stehen und den verliebten Geleuten zusehen kann, ohne gelangweilt zu werden, wie es in Gesellschaft menschlicher Liebender so oft geschieht. Die Innigkeit und Gegenseitigkeit dieser Gattenliebe ist so erhaben, daß sie selbst die Zunge des Spötters lähmt.

Der Gesang des männlichen Wellenpapageis ist ein gemüthliches und angenehmes Geschwätz, ohne viel Sinn und Verstand, aber reich an Abwechslung und nicht im Geringsten unangenehm, sondern eher anmuthig zu nennen. Der Kundige lauscht ihm mit einer gewissen Verwunderung, weil er durch den Gesang bald an diesen, bald an jenen Vogel erinnert wird, ohne eigentlich zu wissen an welchen. Der Lockton hat sehr viel Ähnlichkeit mit der Lockstimme unseres H a u s p a z e s, wie dieser selbst mir selbigen bewies. Im Anfange nämlich waren meine Undulaten durchaus noch nicht an die Gesellschaft des Menschen gewöhnt und ziemlich scheu. Dabei betrachteten sie ihren Käfig mit ganz anderen Augen, als die meisten übrigen Stubenvögel: sie schienen sich wirklich als Gefangene zu fühlen und machten allerhand Versuche zu ihrer Befreiung. Dank ihrem Eifer gelang es auch dem Weibchen wirklich einmal, die Rolle, welche das Futterabhängen trägt, herumzudrehen und von der goldenen Freiheit Gebrauch zu machen. Prachtvoll flog es dahin! Ich habe manche Papageien im Freien gesehen und weiß, daß sie gut fliegen können: — so schön aber, als die Undulaten, fliegt kein einziger der mir bekannten afrikanischen. Der befreite bunte Vogel jagte mit der stürmischen Eile eines Falken und mit der Ge-

wandtheit einer Schwabe dahin; er erhob sich blitzschnell in die Luft, durchschnitt sie wie ein Pfeil, und würde in wenigen Augenblicken verschwunden gewesen sein, hätte die Wattenliebe ihn nicht zurückgehalten. Unaufhörlich lockte das verwaiste Männchen, und die Anhänglichkeit zu ihm überwand wirklich die Liebe zur Freiheit. Mehrmals umschwirrte der dem Gefängniß Entflohene den Bauer, zu-

weerteten sie ihm, wenn er lockte, näher und näher hüpfen sie an ihn heran; er aber benahm sich ganz, wie Vornehme es zu thun pflegen: er that, als ob er das gemeine Volk, in dessen Mitte er saß, nicht sähe, als ob es gar nicht in seiner Welt zu finden wäre. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich in diesem Augenblick um so lieber Partei für die Sperlinge nahm, als ich bemerkte, daß nur die Zungen und



Wellenpapagei, Männchen und Weibchen.
(Natürl. Gr.)

nächst ohne sich niederzulassen; dann setzte er sich auf einen der nächsten Bäume meines Gartens und antwortete dem lockenden Männchen. Da nun war es, wo mir die Neugierigkeit dieses Locktons mit dem unserer Sperlinge so recht augenscheinlich wurde. Kaum saß der stolze Ausländer auf dem Baume, da kamen von allen Seiten die Spaze herbei, gleichsam als hätten sie, der Vöbel, ein Recht, neben dem stolzen Aristokraten zu sitzen. Gemüthlich ant-

Unerfahrenen, Unerzogenen, die noch immer von dem angeborenen Krachtsinne Befangenen, die Gesellschaft des hochwohlgeborenen Herrn aufsuchten, während die alten erfahrenen Häupter, welche ihre Zeit verstanden, ihrerseits viel zu stolz und waterländisch gesinnt waren, als daß sie sich durch den bunten, als Lord auftretenden Fremdling hätten bestechen lassen. Um zum Schluß zu kommen: das Weibchen wurde wieder gefangen, dank seiner Anhänglichkeit an

das Männchen; doch kostete es noch immer Mühe, es wieder in den Käfig zurückzubringen; denn es flog noch so gewohnt in dem kleinen Zimmer herum, daß ich es erst nach langer Jagd und nur mit Unterstützung fremder Hilfe fangen konnte. —

Wenig andere Stubenvögel verlangen geringere Wartung und Pflege, als die Wellenpapageien. Man giebt ihnen einfach Kanariensamen oder Hirse und etwas Wasser: — mehr bedürfen sie nicht. Sie fressen ziemlich viel, trinken aber sehr wenig, gewöhnlich nur einen Tag um den anderen. Wenn man sie gut hält, kann man sie ohne sonderliche Mühe zum Alten bringen. Die einzige Bedingung dazu ist ein nicht allzu kleiner Käfig, mit welchem ein Nistkästchen so verbunden wird, daß der Vogel es von innen betreten kann. Zu diesem Nistkästchen wählt man ein ausgehöhltes Aststück (Linde oder Weide), oder man läßt sich ein wirkliches Kästchen machen und füllt es dann mit feinem Sägemehl halb an. Ein Stüchchen, welches genau schließt, damit der Nistkasten immer dunkel bleibt, dient dazu, um etwa vorkommende Störungen während der Brut zu beseitigen, z. B. faule Eier, gestorbene Junge u. s. w. herauszunehmen. Unter diesen Umständen hat sich der Wellenpapagei in Europa überall fortgepflanzt. Die Mauser beginnt im November und währt bis in den December hinein; giebt man die Thiere also im Januar in den Brutkäfig, so kann man ziemlich sicher auf guten Erfolg rechnen. Die Brutzeit währt 17 bis 20, die Kindheit der ausgefchlüpften Papageien 30 bis 35 Tage. — Aus nachfolgendem Auszug, welchen ich einem Manus des Herrn Neubert in Stuttgart entnehme, wird die ganze Fortpflanzungsgeschichte der Papageien am Besten deutlich werden.

Das Weibchen des Versuchspärchens legte am 17. December 1860 das erste Ei in das Nistkästchen auf sein ausgebaute Sägelöhne, nach zwei Tagen das zweite, und wiederum drei Tage später das dritte; es blieb aber schon auf dem ersten Eie sitzen. Am 4. Januar 1861, also nach achtzehn Tagen, schlüpfte ein Junges aus; die übrigen Eier, welche nicht befruchtet erschienen, zertrümmerte das Weibchen selbst. Leider starb dieses erste Junge, wahrscheinlich weil die Vögel bei Nacht nicht äßen und die Nächte Anfangs Januar zu lang sind, als daß ein so schwaches Geschöpf dieselben ohne Nahrung aushalten könnte. Ohne Trauer zu zeigen, nahm das Weibchen die Kieflösgungen des Männchens wieder entgegen und legte an denselben Monatsagen, d. h. am 17., 19. und 23. Januar 1861 neue Eier, welche sämmtlich fruchtbar waren und am 5., 6. und 7. Februar von den Jungen gefressen wurden. Schon am dritten Tage waren die zuerst geborenen so weit entwickelt, so dick und schwer, daß das schwächere, letztegeborene von ihnen zu Tode gedrückt wurde. Fünf bis sechs Tage alt, noch nackt und blind krochen sie bereits aus dem Neste, und noch ein zweites starb. Am fünften Tage zeigten sich die ersten Federstoppen, am achten öffneten sich die Augen, am zehnten brachen starke Stoppen an den Flügeln und am elften am Schwanz hervor, am 17. schienen sie zum ersten Mal. Mit der Ausbildung der Federn nahm die Körperstärke und Wehenigkeit zu, das Junge lief behend auf dem flachen Boden des Kästchens umher und kroch zuletzt bis an das Schlafloch, wo es sich von Vater und Mutter äßen ließ. Am 33. Tage seines Lebens kroch es in den Bauer hinaus, am 35. flog es herum. Man besuchte es mit den Ältern das Futtergefäß und fing bald allein zu fressen an, wurde aber immer noch geäht, wie es schien weniger aus Nothwendigkeit, als aus Bärtlichkeit. Die ehelichen Liebfösgungen der Alten begannen schon wieder,

ehe das Junge seine Wiege verlassen hatte, und so kam es, daß das Weibchen abermals am 17., 19. und 24. Februar Eier legte. Aus ihnen schlüpften zwei Junge aus, und siehe da, diese wurden von ihrem nunmehr vollständig ausgewachsenen Geschwister mit größter Bärtlichkeit behandelt und geäht! Leider starb das alte Weibchen später, zur größten Trauer seines Besitzers, weil die Züchtung sich immer besser gefaltet hatte. Diese Trauer sollte jedoch durch ein Ereignis in den Hintergrund gestellt werden, welches, wie Neubert sagt, „ein halbes Wunder genannt werden kann“. Das am fünften Februar zur Welt gekommene Junge machte sich viel mit dem leiblichen Papa und dem Nistkästchen zu schaffen und legte wirklich am 17., 19., 20. und 24. August vier Eier, welche eifrig bebrütet wurden und wenigstens zur Hälfte auskamen. Auch von diesen Jungen entwickelte sich das Erstgeborene so schnell, daß es sein drei Tage jüngerer Geschwister in einer Nacht erdrückte; es selbst wuchs und gedieh, und verließ am 35. Tage seines Daseins das Nistkästchen.

Die jungen Jungen wurden mit zerriebnem und im Kropfe ausgequelltem Kanariensamen und weißer französischer Hirse gefüttert; anfänglich war die Nahrung eine breiige, schleimige Masse, nach wenigen Tagen aber, wenn die Jungen mehr Nahrung bedürfen, bleibt den Alten nicht mehr so viel Zeit, die Körner verbauen zu können, sie erweichen sie dann bloß und geben sie den Jungen unzerbissen. Während der ganzen Brutzeit äht das Männchen sein Weibchen und dieses dann auch wieder die Jungen. So lange die Jungen klein sind, darf das Männchen nicht in das Nest, sondern muß sich begnügen, vor dem Eingangslöcher zu harren, bis das Weibchen seine Nahrung für sich und die Jungen aus seinem Kropfe empfangen will.

Der einzige Unterschied zwischen den jungen Wellenpapageien und den alten besteht darin, daß bei den Jungen die gelbe Stirn und die vier schwarzen oder dunkelblauen Punkte an der Kehle fehlen, die Stirn ist gelberber wie der Kopf. Schon vier Monate nach dem Auskriechen beginnt die erste Mauser, und nach ihrer Vollendung sieht das Junge den Alten vollständig gleich.

Gegenwärtig liegen viele Beschreibungen ähnlicher Brutversuche vor. Aus ihnen ergibt sich unzweifelhaft, daß die Züchtung der Papageien eine verhältnißmäßig sehr einfache und leichte ist. Ein Franzose gemann in einem Jahre zwölf Junge von einem einzigen Weibchen. Ich darf deshalb unter neuen Hausthieren allen Lesern, welche Freude an vergleichnen Versuchen und Beobachtungen haben, auf das Unerwartete empfehlen. Bei geeigneter Behandlung der Thiere macht sich die anfängliche Ausgabe für das zu kaufende Pärchen bald bezahlt: unzahlbar aber ist und bleibt das Vergnügen, welches die Papageien ihrem Besitzer tagtäglich bereiten. —

Wäge denn unter neuen Hausthieren bald zum alltäglichen werden! Ich bitte die Leser „der Heimath“, namentlich die Herren Keryer auf dem Lande, mit jedem ächten „Vogeltohias“, welcher im Dorfe sich finden sollte, zu reden und ihn auf den fremden Zuchtvogel aufmerksam zu machen. Gerade diese Leute sind die geeignetsten Züchter; sie sind es aber auch, deren Bestrebungen ich am ersten mit Erfolg gefördert sehen möchte. Welche Hilfe würde es sein für den alten „Vogelfrieder“, „Vogelhaus“, „Vogellieb“, wenn er mit acht bis zehn Thaler Unanlagkapital jährlich seine zwanzig, dreißig Thaler gewinnen könnte! Manche Grogz weniger würde ihn drücken und manche schöne Stunde mehr würde ihm werden! Und hätte diese eine Zucht erst einmal Freunde gefunden, dann würde auch die anderer ausländischer Vögel

se finden, und mancher Thaler mehr hinaus in die Dörfer wandern. „wo die rothen Beeren hängen“, — mancher Thaler, gern gegeben für einen Gegenstand des Luxus, den die arme, enge Hütte schafft und hernieder bringt nach der

reichen Stadt, wie sie jetzt die in der Stube geborenen goldgelben Finken über die halbe Erde hinausträgt. — Das war es, was ich zu bezwecken strebte, — nichts Anderes!

Gemeindewald und Privatwald.

Noch weiß ich nichts über das Schicksal, welches mein in Nr. abgedruckter Antrag an die in Würzburg versammelt gewesenen deutschen Forstmänner gehabt hat, ja ob er überhaupt ein Schicksal gehabt habe.

Aber unerwartet dessen komme ich hier auf eine Stelle jenes Antrags zurück, an welcher ich „mein Urtheil zurückhalten zu müssen glaube.“

„Es wird dem Gesegeber schwer, den Privat- und Gemeindewald unter gesetzlichen Schutz zu stellen.“

Vor ungefähr 20 Jahren hatte ich hierüber einmal ein eingehendes Gespräch mit einem unserer edelsten deutschen Regierungsmänner, mit dem Minister Bernhard von Lindenau. Wie unterthielten uns über die klimatische Bedeutung des Waldes, von welcher er vollkommen durchdrungen war, und auf meine Frage, weshalb denn nichts zur Schutze der nicht in Staatsbesitz stehenden Waldungen geschehe, erwiderte er, daß die Regierungen immer Bedenken tragen zu müssen glauben, daß freie Gebahren mit dem Privatbesitz irgend wie zu hemmen.

Aus dem Munde jenes Mannes — der zuletzt noch in dem deutschen Parlamente sich als ein Volksmann erwies — konnten jene Worte keinen Hintergedanken haben. Sie drückten den ehrlichen Willen des Staatsmannes aus, in die freie Bestimmung des Einzelnen nicht kommen eingreifen zu wollen. Sind diese Worte aber aus jedem andern Munde frei von Hintergedanken? Ist es nicht ohne häßliche Unterstellung zulässig, diesem an sich so edeln Staatsgrundsätze unedle Hintergedanken zuzutrauen?

Betrachten wir einige Augenblicke bei dieser Frage.

Es giebt im Leben des Einzelnen wie ganzer Völker Sätze, welche in ihrer unermesslichen Bedeutung so allgemein anerkannt sind, daß die Dialektiker über sie leicht und immer und immer wieder nur zu der alten Anerkennung führt, für deren praktische Befolgung gleichwohl nichts oder wenig geschieht. Wir wollen uns nur an das Beispiel der Beschaffung gesunder Luft in den Wohnungen der unteren Volksschichten erinnern.

Ein solcher Satz ist auch der von der klimatischen Bedeutung des Waldes; wenigstens darf man wohl annehmen, daß seit bereits mehr als einem Jahrzehnt als allgemein zugestandener Lehrsatz feststeht, daß die Bevölkerung eines Landes innig an Bergwaldungen geknüpft ist, daß mit Verminderung der Waldungen der Quellenreichtum sich mit vermindert.

Gleichwohl ist meines Wissens die Frage noch nie ernstlich diskutiert worden: wie weit darf man das deutsche Waldareal noch mehr vermindern, bis man auf den Punkt kommt, von wo an alsdann ein dauerndes Sinken unserer Flüsse unter das nothwendig zu erhaltende Niveau eintreten würde; oder ist dieser Punkt bereits erreicht, oder vielleicht gar schon überschritten?

Es ist zuzugeben, daß die Ermittlung dieses Punktes ihre großen Schwierigkeiten hat. Aber ist es vernünftig,

deshalb lieber von der Ermittlung abzusehen und in und mit dem Walde darauf landwirthschaften zu lassen?

Wenn dieser Nachweis schwer zu beschaffen ist, so muß bei dem ungeheuer wichtigen sich daran knüpfenden Interesse Alles versucht werden, was annähernd dazu führen könnte. Von diesem „Alles“ scheint mir das nächstliegende der Inhalt meines Antrags. Zu ermitteln, um wie viel in einer gegebenen Zeit — ich hatte in runder Summe ein Vierteljahrhundert angenommen — das deutsche Waldareal sich vermindert habe, ist die natürliche und unerläßliche Grundlage zu allem Vorgehen auf dieser Bahn. Ohne diese Grundlage würde alles Gesehemade, wenn es endlich doch dazu kommen wird, in der Luft schweben und den Gegnern solcher Forstwissenschaft die Ehre an die Hand geben: Ihr Gesehemacher habt nicht einmal eine quantificirte Unterlage für eure Eingriffe in unsere Eigenthumsrechte.

Wird man, wie vorauszusetzen ist, als Ergebnis dieser Ermittlung eine sehr bedeutende Waldverringering finden, woran sich die trostlose Consequenz knüpfen wird, daß in den nächsten 25 Jahren diese Verminderung des Waldareals eher in zunehmender als in gleicher Ausdehnung stattfinden werde, so wird man endlich nicht umhin können, sich selbst an die noch schwierigere Aufgabe zu machen: zu ermitteln, welchen Umfang das deutsche Gesamtwaldgebiet erhalten müsse, um einer Verödung wenigstens eines Theiles von Deutschland vorzubeugen.

Das Ergebnis dieser Arbeit wird wahrscheinlich so auszubringen sein, daß man sagt, so oder so viel Quadratmeilen deutschen Bodens müssen Wald tragen, sondern: diese und jene Waldflächen müssen als nachgewiesene Quellwaldungen erhalten werden. Diese werden nun zwar größtentheils Staatswaldungen sein, aber ein gewiß nicht unbedeutender Theil dieses „ewigen Waldes“ wird als Privat- und Gemeindegut erkannt werden.

Da wird denn alsdann mit gebieterischer Nothwendigkeit das Schutzgesetz sich geltend machen und — einen Hintergedanken aus den Köpfen mancher Staatsmänner hervor und dann hinaustrreiben. Am besten ist zu hoffen, daß weiß Volkvertretungen, wie jetzt in Berlin eine tagt, einschreiten und den Herren Ministern über die Schwelle, auf welcher jener Hintergedanke steht, hinweghelfen werden.

„Eine kleine aber mächtige Partei“ ist bereits eine typisch gewordene Bezeichnung geworden. Wir finden eine solche nicht bloß in dem Lande, wo sie so viel Unheil angerichtet hat und gerade noch anrichtet.

Unser Blatt hat sich alles Parteihasses und seiner Nebenwirkungen zu enthalten, aber auch ohne Parteilichheit und ohne verletzende Worte läßt es sich sagen, und es muß einmal ehrlich herausgesagt werden: die großen Grundbesitzer, meist der Adelsklasse angehörig, und reiche Stadt- und Landgemeinden würden von dem Waldschutzgesetz am mei-

sten betroffen werden. Will man sich vielleicht diese nicht zu Feinden machen, da man so sehr auf sie baut?

Hinter dieser Aeußerung liegt keineswegs eine verdeckte Anklage gegen die Bewirthschaftungsweise der großen Privat- und Gemeinbewaldungen, welche im Gegentheil anerkanntermaßen großentheils gut und an vielen Orten nach dem Vorbild der Staatsforstverwaltung eingerichtet ist. Aber diese gute Beschaffenheit liegt im Belieben der Besitzer, und es kann nicht gut geheißen werden, wenn auf der Spitze dieses Beliebens ein Theil des öffentlichen Wohles ruht. —

Auch darf man nicht vergessen, daß man sich selbst das nicht gern zur politischen Pflicht machen läßt, was man aus eigener freier und wohlwogener Wahl ohnehin thut. Der wahrhaft sittlich Strebende glaubt an der Reinheit seiner

sittlichen That zu verlieren, wenn neben dieser das zwingende Gesetz steht, wiewenigleich es für ihn gar kein Zwang ist. Und dennoch ist hiergegen einzumenden, daß, wenn er Alles wohl erwägt, er seine Schwäche, sei es die des Beschlusses, sei es die seiner hauswirthschaftlichen Lage, von der Kraft des Gesetzes unterhütlich wünschen muß, namentlich wenn die übeln Folgen seiner Schwäche nicht ihn allein, sondern die Allgemeinheit treffen.

Ich überlasse es meinen Lesern, sich die frageweise aufgestellte Ursache, welche dem allgemeinen Schutzgesetze der großen Privat- und Gemeinbewaldungen im Wege zu stehen scheint, selbst weiter auszubedenken.

Wo es das öffentliche Wohl gilt, so handgreiflich gilt — da sollten alle Rücksichten schweigen.

Keinere Mittheilungen.

Von tropischen Faserstoffen werden folgende regelmäßig nach England eingeführt: *Rital*, *Caryota urens*, eine Palme aus Ceylon, schwarz, zu Striden und Matten; *Palmblätter*, *Chamaecrops Palmetta* zu Striden und Matten; *Monkey bass*, *Attalea*, eine *Palmaceae*, aus Para, eine andere *Species*, *A. fusifera*, aus Bahia, braun, zu Bürsten und Besen; *Kolob-nussfaser*; *Agave americana*; *Jute*, *Corchorus capsularis*, aus Ostindien; *Spanish moss*, *Tillandsia usneoides*, aus Venezuela wie Faserbaar; *Manihott*, *Musa textilis*; *Stenocarpus*, *Phormium tenacissimum*; chinesisches Gras, *Böhmeria nivea*; *Pissava*, eine *Palmaceae* von den Ufern des Kaschikare und den Nebenflüssen des Amazonas und des Orinokostrans, *hoeladendebraun*, zu Besen; eine andere Art *Blasiana*, die von Para importirt wird, ist feiner und dient mit Schweinsborsten vermischt zur Aufstellung von Bürsten; eine westindische Faser, dem Faserbaar ähnlich. Durch die Ausdehnung des Markt geordnet ist *Cyperus vaginatus* vom Schwanenfluß in Australien, wovon die Eingeborenen vortheilhafte Netze machen. Eine feste, aber grobe Faser aus Afrika, botanischer Name unbekannt, wird unter dem Namen *Crovis Splinter* in Hamburg zu Matten verarbeitet, die etwas weniger feiner als Kolob-gewebe sind. Als Gurtsstoff ist endlich aus Japan ein Tau aus Menschenhaar erwähnt, das halbbärer als irgend ein anderer Stoff sein soll.

Zeit vom 16. Juli ist in Omsk eine Telegraphenstation eröffnet mit der Ermächtigung zur internen und internationalen Correspondenz. Nachdem dieser neue Communicationsweg mit dem Westen Sibiriens hergestellt war, wurden am 27. Juli Versuche über die Tragweite des electrischen Sprachorgans angestellt, indem man die bereits Station in directe Verbindung mit Berlin brachte und nachfolgende Depesche übergab: „Station Omsk in Westsibirien eröffnet. Entfernung von Kiew 4550 Werst.“ Berlin collationirte die Depesche und verband alsdann Omsk mit Paris, wobei gleichfalls die vorstehende Depesche übergeben wurde. Die Verbindung erfolgte mit Präcision und Deutlichkeit, wie solches durch den vorliegenden Passierfriesen der Station Omsk und den Peterburger Translationsconstatirte wird. Die Entfernung von Omsk beträgt bis Berlin 4880 Werst, wovon auf die russische Linie bis Kiew 4130 Werst, also $\frac{1}{2}$ der ganzen Entfernung kommen; bis Paris dagegen sind es circa 6100 Werst, mithin dreifach $\frac{1}{2}$ der ganzen Länge, und ist folglich eine der weitesten Strecken, auf der bisher eine directe telegraphische Transmissionsstation gefunden hat. Künftiges Jahr wird die Telegraphenlinie bis Sektat, circa 2000 Werst, beendet werden. (7 Werst = 1 D. Meile.)

Für Haus und Werkstatt.

Rüthliche Verwendung der Lupinenwurzel. Die Lupinenwurzel, die bis jetzt hiechstens von den Armen als Fenerungsmaterial aufgeführt wurde, enthält nach Dr. Kuttier bedeutendere Mengen Saponin als die Eisenwurzel, und kann deshalb mit großem Vortheil statt dieser verwendet werden. Man sammelt die Wurzel nach der Ernte, wäscht sie und

schneidet den oberen Theil am Fuß des Stengels ab. Auch muß man die Wurzeln, die zu sehr verfault oder zu schwarz sind, ganz verworfen. Dann werden sie getrocknet, zerhackt und nun zum Gebrauch höchstens $\frac{1}{2}$ Stunde lang in Brunnenwasser gelocht. Es bildet sich ein dichter Schaum, den man nicht verworfen geben lassen darf. Die Würde färbt sich gelbbraun, doch kann man den Faserstoff leicht entfernen, wenn man weiche reine baumwollene Lumpen hineinwirft, welche denselben anziehen. Die Lauge entspricht sich zum Entfärben und Waschen aller Arten Woll, zur Seifenlauge für die Hauswäsche und zum Entfärben der rohen und gemebten Seife.

(Neue Erz.)

Verkehr.

Herrn Lehrer A. G. in M. d. B. — Gestlichen Dank für Ihren freundlichen Brief, vor mich in Ihnen wurde einem edlen redlichen Wohlwileren danken läßt, womit trotzdem ein altem mirer Wolf noch noch reich bedroht ist. Die Frage wegen der Gewichtserhöhung durch sogenannte Schwanenflügel ist eine von der Wissenschaft und nicht zum Abschluß gebracht. Von der Hand legenden Sie sich mit Hege.

Herrn W. G. in S. bei Jauer. — Ihre Antwort auf Ihre Frage wegen der Schwanenflügel ist rechtlich in den Sitzungen verlesen. (Nr. 38 S. 3.)

Herrn Lehrer A. G. in M. — Ihre Einlassung finden Sie bereits verlesen. Für Ihre freundliche Beantwortung besten Dank.

Bei der Redaction eingegangene Bücher.

Die Fackelnwelt. Ein Taschenbuch für entomologische Freunde. Herausgegeben von Hermann. Von Prof. Dr. H. Kersch. 1. Hälfte: Acker, Samen, Hüter, Wäppler, Verlag von G. F. Vieweg, 1863, 32. Den Inhalt des Buchs erganzend beigefügt sind einige Briefe von Entomologen, welche, obgleich natürlich in so engen Raum nicht alle aufzählen könnten, doch sehr interessante Nachrichten enthalten. Die Diagenese ist kurz und dabei klar, nur das Wichtigste gehend.

Witterungsbeobachtungen.

Nach dem Pariser Wetterbulletin betrug die Temperatur um 7 Uhr Morgens:

	19. Sept.	20. Sept.	21. Sept.	22. Sept.	23. Sept.	24. Sept.	25. Sept.
in	Re°	Re°	Re°	Re°	Re°	Re°	Re°
Brislat	+ 9,7	+ 7,8	+ 8,8	+ 9,3	—	+ 7,4	+ 12,9
Greenwich	+ 13,5	+ 13,8	+ 11,0	+ 10,5	+ 11,4	+ 11,5	+ 11,0
Paris	+ 9,4	+ 9,3	+ 8,2	+ 9,4	+ 8,2	+ 10,6	+ 12,2
Marseille	+ 14,6	+ 13,9	+ 13,7	+ 12,6	+ 14,1	+ 14,8	+ 15,7
Wien	+ 10,9	+ 8,9	+ 10,7	+ 12,2	+ 12,0	+ 10,4	+ 12,6
Alicante	—	—	—	—	—	—	+ 17,3
Nagier	+ 17,0	+ 18,6	+ 19,4	+ 20,2	+ 18,8	+ 17,8	+ 12,6
Rom	+ 14,2	+ 14,0	+ 13,0	+ 12,6	+ 12,6	+ 12,6	+ 14,2
Luzin	+ 12,0	+ 12,8	+ 12,0	+ 11,6	+ 12,6	+ 12,0	+ 12,8
Wien	+ 10,0	+ 8,4	+ 8,0	+ 10,6	+ 3,8	+ 5,0	+ 6,6
Moskau	+ 3,8	+ 7,2	—	+ 0,5	+ 0,4	—	—
Peterb.	+ 7,5	+ 7,3	+ 1,6	+ 0,7	+ 0,6	+ 1,6	+ 0,2
Stockholm	+ 9,4	+ 5,9	+ 2,8	+ 1,3	+ 2,7	+ 3,6	+ 1,4
Kopenh.	+ 10,8	—	+ 9,1	+ 7,0	+ 8,3	+ 8,9	—
Leipzig	+ 6,7	+ 5,1	+ 6,4	+ 7,2	+ 1,5	+ 2,3	+ 2,6